Sonderzahl

Peter Strasser

Über die vorletzten Dinge

Sonderzahl

Gedruckt mit Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien, MA7.

www.sonderzahl.at

Alle Rechte vorbehalten

© 2025 Sonderzahl Verlagsges.m.b.H., Wien

Große Neugasse 35/15, A-1040 Wien, verlag@sonderzahl.at

Schrift: Garalda, Novel Sans

Druck: finidr

ISBN: 978 3 85449 679 3

Umschlag von Matthias Schmidt unter Verwendung der Abbildung „Fenster“ von Gerhard Richter (1968). © Gerhard Richter 2024 (1037)

Inhalt

Prolog	7
--------	---

DIE VORLETZTEN DINGE

I	Vom Aufhalten	11
II	Vom Seelenfluten	24
III	Von der Blindhoffnung	38
IV	Vom Sein des Guten	63
V	Von der inneren Beredtheit	74

ÜBER DAS, WAS BLEIBT

VI	Vom Pflücken der Tage	113
VII	Vom Willkommensein	128
VIII	Vom Engelsamen	140
IX	Vom Kosmozentrischen in uns	157
X	Vom Nicht-mehr-Alleinsein	171

DER BLICK NACH DRAUSSEN

XI	Von der Fensterschau	183
XII	Von den Horizonten	191
XIII	Guter Mond, du gehst so stille	198
XIV	Von Monaden und Menschen	208
XV	Vom Sanftgewaltigen	214
XVI	Von der Autorität des Wortes	224
XVII	Vom Endspiel ohne Ende	235

Epilog	243
--------	-----

Prolog

Dies ist ein Journal, das seinen subjektiven Unterstrom nicht verleugnet, sondern herausstellt und durch Erlebnisvignetten ins Bild rückt; indes ist es sein überpersönliches Ziel, eine metaphysische Fensterschau zu offerieren. Insofern dringt das Journal, die Wahrheiten des Tages umkreisend, auf *die* Wahrheit unseres Seins und Daseins, bevor der letzte Vorhang des abendländischen Menschen fällt. Als Leitfaden aus der Tiefe der Zeiten dienen ihm dabei die Motive des Katechon (κατέχων katéchōn) – des Verzögerers, Aufhalters – sowie dasjenige, was sich mir, kontrapunktisch, als der „Blick nach draußen“, hin zu den Dingen jenseits des Zeitengetümmels nahelegte.

Im Zweiten Brief an die Thessalonicher schreibt der Apostel Paulus: „Denn die geheime Macht der Gesetzwidrigkeit ist schon am Werk; nur muss erst der beseitigt werden, der sie bis jetzt noch zurückhält.“¹ Angesprochen wird damit jene geschichtsmythische und zugleich realgeschichtlich wirksame Macht, die das Ende aller irdischen Dinge auf zwiespältige Weise aufhält. Indem sie die Menschheitsapokalypse verzögert, blockiert sie die Erlösung unseres Geschlechts vom Bösen – und die Erlösung des Bösen von sich selbst.

Schon der Frage, wie richtig oder authentisch über das Leben zu philosophieren sei, haftet seit Langem etwas Anachronistisches an. Sie steht, so möchte man sagen, quer – oder anachron – zur Lage der Dinge. Wir glauben zu spüren, dass wir mit unseren sogenannten Reflexionen nicht mehr an das Wesen der Welt, an ihr Sein, heranreichen.

Das Journal widerspricht dieser Sichtweise nicht akkurat, aber es blickt sich um und nach draußen; es ist, so gesehen, selbst ein

1 Zweiter Thessalonicher, 2,7.

Aufhalterbuch. Es will bekräftigen, dass „alles noch da“ ist, aber im Modus des Hinlebens auf die letzten Dinge zu. Indem wir ans Ende kommen, werden wir zu katechontischen Geschöpfen: Das Endspiel ist das Spiel aller derer, die durch ihre Gegenwart noch einmal den Reichtum der Welt, ihre Tiefe und Fülle, *vergegenwärtigen*.

Diese Vergegenwärtigung, die das Katechontische, Endzeitliche, mit dem Motiv der Zeitlosigkeit verknüpft, wird im Bild des „Blicks aus dem Fenster“ leitmotivisch. In seinem *Buch der Unruhe* schrieb Fernando Pessoa: „Ich habe den Eindruck, was existiert, existiert nur anderswo, jenseits der Berge, und dass dort große Reisen auf uns warten, hätten wir das Herz, sie anzutreten.“² Indem wir aus unseren Existenzräumen, Wohnräumen, Schneckenhäusern hinaus ins Freie blicken, sehen wir vielleicht nur unser Ende, aber, versonnen und sinnend, als eines, das uns hinausträgt, zu Pessos Bergen, zum Knaben in Becketts *Endspiel*. Und uns so, als Versonnene, reisen wir hin zum unzerstörbaren Wesen der Dinge, wie belanglos, abgeschmackt, verfallssüchtig sie uns erscheinen mögen.

In manchen Büchern findet sich die Quasiwidmung *To whom it may concern*, „Für alle, die's angehen mag“. Vieles im Folgenden geht, oberflächlich betrachtet, nur mich etwas an, insofern ich, das sterbliche Wesen, mich bald den letzten Dingen ergeben – hingeben – werde. Doch insofern die radikale Ichbezogenheit des Buches zugleich Ausdruck der Wahlverwandtschaft unseres Innersten mit dem Schöpfungserheblichen ist, geht das Buch womöglich alle etwas an, die, als Sterbliche, schon einmal Ähnliches dachten:

In den vorletzten Dingen rumoren die letzten; diese bergen die Wahrheit dessen, was uns unsere Welt zugleich Exil und Heimat sein lässt.

2 Fernando Pessoa: *Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares*, übersetzt von Inés Koebel, Frankfurt am Main 2006, S. 329 (Nr. 339).

DIE VORLETZTEN DINGE

I Vom Aufhalten

Ostern. Draußen läutet die Abendglocke. Gerade habe ich über Heimito von Doderers Lob der Stille gelesen. Hinter allem flüchtigen, lauten, bunten Weltgeplänkel und Tagesgetriebe breitet sie sich als die eigentliche Essenz des Seins und Daseins.

„Noch waren die Wälder grau, aber nicht tot, sondern von innen glänzend in ihrer Feuchtigkeit, jeder Raum zwischen Baum und Baum stark spürbar als ein Geöffnetes, in dessen hellhörige Stille die Wasser rauschten. Im Zimmer standen die Palmkätzchen. Die Sonne lag im leeren Hause.“¹

Für Doderer liegt in der Stille der tiefste Sinn. Das klingt buddhistisch. Aber so ist es nicht gemeint. Wie dann? Es ist naheliegend, Doderers Idee der Stille hinter dem Lärm der Dinge mit der Vorstellung des Geistes in seiner höchsten Ausprägung zusammenzudenken. Die Abendglocke hat längst aufgehört zu läuten. Der monotone Straßenlärm macht die Stille zunichte. Aber da geht durch das halbgeöffnete Fenster ein sanftes Wehen. Dieses Wehen wird mir jetzt zum Wehen der Stille, die durch alle Dinge geht. Alle Katastrophen der Welt können daran nichts ändern.

Der Heilige Geist ist das Wehen der Stille: Das ist – so der Eindruck, der sich mir nahelegt – Doderers katholische Sicht der Dinge. Die Stille des Geistes ist eine Vorausweisung in mehrere Richtungen. Zum einen wird es endlich so weit sein, dass der Lärm, das hässliche Geräusch des profanen Alltags – mitsamt den Turbulenzen in uns selbst – verstummt. Mich wird eine Ruhe erfüllen, *ausfüllen*, in der ich wie in den wundersamen Nächten verharren werde, in denen mir träumend, jenseits aller begrifflichen Störgeräusche, eine Form der Innigkeit bewusst wird, so

1 Heimito von Doderer: *Ein Mord den jeder begeht*, München 1938 (1977), S. 101.

dass mich keine Träume mehr umtreiben. Zum anderen ist der Geist aber auch dies: die bildlose Bewusstheit, in einer schützenden Leere zu verweilen, die keine Zeitflucht, kein Vorwärtsgetriebenwerden und kein Hinweggerafftsein kennt.

Ich weiß, dass ich, indem ich so über den Geist denke (oder besser: mehr einverständlich fühle als denke), bloß ein Bild heraufbeschwöre. Hinter dem Bild verbirgt sich eine Realität, von der ich mich abwende. Ist es nicht so? Ist es nicht so, dass in allen diesen seelenhaften Bildern ein Blick lauert – der Nichtblick des Todes? Ist das ganze Gerede vom Heiligen Geist nicht bloß eine Schutzrede, um nicht wahrzuhaben, was passieren wird? Ich werde sterben und alles, was mir lieb und teuer war, wird sich derselben Vergessenheit zuneigen, in die ich voranschreite; nein, nicht schreite, sondern gestoßen werde. Nein, ich werde nicht gestoßen werden, ich werde einfach fallen, wegsacken, nach einem erwartbaren langen Leidensweg.

Aber dann wieder durchdringt mich ein Glücksgefühl, das gar nicht da sein dürfte. Es ist aber da – als das Gefühl des *Glücks, da zu sein* (und im Vorausblick: *da gewesen zu sein*). Philosophen können über solche Dinge nur schlecht sprechen, diese Dinge sind zu intim. Die Philosophen müssen dann sagen, dass sie dabei sind, eine „phänomenologische Analyse“ anzustellen, und sie verderben damit gerade das Wesentliche an diesem Glück, das sich aller Philosophie, ja aller Schulmetaphysik, entwindet. Es gibt ein Grundglück des Existierens, aus dem heraus die Hymnen in den Himmel aufsteigen.

Manchen Menschen bleibt dieses Glück des Aufatmens, das hymnische Glück, verschlossen; ihre Seele bleibt verquält, sie ist über sich selbst im Zweifel. Aber wenn Seele, Geist und Schöpfungsevidenz zusammenklingen, dann entsteht der Hymnus, der über alle Apokalypsen, die individuellen und die universellen, hinausklingt. Es ist der Klang einer in sich selbst gekehrten Zeitlosigkeit, nicht bloß einer öden Strecke, die niemals begann und niemals enden wird.

Wer hat das gesagt? Ich weiß es nicht mehr. Vermutlich ich oder niemand. Noch spricht die Sprache, und das ist jetzt mein

Geschick. Um den Hymnus der Seele anzustimmen, müssen wir allen Realismen entsagen.

Beim Gedanken an die Apokalypse unseres Geschlechts klingt an, dass der Tag kommen wird, an dem wir da gewesen sein werden. Die Erde wird, wie es heißt, dann menschenleer ihre Bahn ziehen; oder auch nicht, weil sie aus ihrem Lauf um die Sonne durch den Zusammenprall mit einem anderen Himmelskörper aus ihrer Bahn geschleudert wurde; oder weil endlich eintrat, wovon Religionen seit Jahrtausenden künden: die Rücknahme der Schöpfung in den Geist, die Wiederaufrichtung nicht des Tohuwabohus, sondern des Paradieses. In der Apokalypse herrscht eine Vorahnung von Eden, der Erlösung aller gequälten Seelen.

Dadurch wird mir das Grauen davor genommen, dass ich in die Bewusstlosigkeit des Todes einsinken werde, denn es geht, so der Mythos, nicht um die Bewusstlosigkeit, sondern um das Einsinken in den Heiligen Geist. Gerettet wird die Seele, an die glauben mag, wer will. Und der ich jetzt doch als meinem Refugium zustrebe, im vielstimmigen Gesang der Vögel, der durchs geöffnete Fenster hereintönt, zugleich Reviermarkierungslärm (nach dem ornithologischen Befund) und zum Himmel aufsteigendes Gotteslob (nach dem Befund des entzückten Herzens).

War ich jemals Optimist? Ich mag das Wort nicht. Was mich betrifft, so wäre es wohl besser zu sagen, dass ich mit einer nervösen Energie die Zukunft betrachtete. Zwar ging es mir darum, in der Welt sichtbar zu werden, doch meine Sichtbarkeit sollte mich davor bewahren, in eine geistlose Anonymität abzusinken. Ich wollte in der Welt nichts bewegen. Ich wollte bloß mich selbst retten vor dem Stumpfsinn. Jedenfalls kommt mir das heute, im Rückblick, so vor.

Man weiß nie, ob man sich nicht etwas zurechterfindet. „Geistlose Anonymität“, das wäre der existenzielle Tod. Demgegenüber gibt es – so meine Vermutung angesichts der stillen Art, wie manch Seltene existieren – eine Form der Anonymität, die durchdrungen ist vom Geist. Die Seele hat keinen Namen, sie trägt gleichsam den Zurückgezogenen, der niemals auszog, immer nur

bei sich selbst einkehrte, weil er immer schon bei sich selbst war (dabei das Selbst keine pathetische Größe, eher ein standfestes Nebenbei). Mir ist diese innere Behaglichkeit fremd, mein Blick in die Zukunft war fast immer panisch: Gleich wirst du abstürzen, zu Boden getrampelt werden!

Vielleicht ist der bekennende Optimist ein Mensch, dem es gar nicht viel anders ergeht, er strahlt einer für ihn strahlenden Zukunft entgegen, weil ihn der Grundton seines Lebens zwingt, nach vorne zu schauen. Insofern ist er den Seiltänzern hoch über dem Boden verwandt, die ihre Verzweiflung – einmal werden sie stürzen! – in eine konzentrierte Energie „nach vorwärts“ verwandeln. Sie verbringen ihre Zeit damit, nicht zu bemerken, dass sie eines Tages fallen werden, indem sie sich vor diesem Fall durch „Zuversicht“ ablenken: Es wird alles immer nur besser!

Ich war ein nervöser, ein panischer Optimist, und nun bin ich ein Nachsinnender, der die Zukunft fürchten sollte, es aber nicht tut, weil er mehr und mehr in der Vergangenheit lebt. Ich lebe immer mehr unter Dingen, Menschen, Wesen aller Art, die für mich verloren sind – für immer. Wir haben einander verpasst, ich habe die Bemühung gescheut, den mir wichtigen und auch den weniger wichtigen Menschen mein Mitgefühl, meine Teilhabe an ihrer Not erkennen zu lassen. Nun sind sie tot.

Und doch, und doch: In diesen mir für immer verlorenen Gelegenheiten, ein gutes, mitfühlbares Leben zu führen, spüre ich das Pfingstliche, nämlich den Windhauch meiner Seele, die zu mir heranweht: *Trotz allem*. Sie kann mich nicht erfüllen, das ist wahr, aber ich bin nicht verloren, obwohl die Zukunft vor mir liegt wie das Brachfeld, aus dem keine Krähen mehr auffliegen. Alles Nahrhafte der Seele scheint nach vorne hin aufgebraucht, und Nachschub von hinten, aus dem Abgelebten, ist immer erst unterwegs zu mir – doch es ist unterwegs, das Vertane, Verlorene; im Nachsinnen keimt ein Trost auf (und ich hoffe, ich darf so reden).

Wenn wir noch ernsthaft über das Seelische, das die Welt durchwaltet, reden wollen, dann müssen wir uns vor jeder Verdinglichung in Acht nehmen. Die Seele ist kein Ding. Deshalb bin

auch ich, als Nachsinnender, kein Ding. Ich bemühe mich, meine Zuständlichkeit als allgemeinverbindlich, ja im Grunde als eine kosmische Konstante im höheren Sinne des Wortes zu beschreiben. Ich, als diese irrlichternde Größe, die zu sich selbst „ich“ sagt, war nicht immer da; aber das Nachsinnende, aus dem heraus ich „ich“ zu sagen begann, war immer schon da, *ingesonnen* in die Zeitlosigkeit eines Kosmos, an dessen Göttlichkeit zu zweifeln mir geistlos schiene.

Bestünde ein Zweifel, dann wäre all das, was ich hier, ein wenig nachtwanderisch gestimmt, notiere, weniger als Schall und Rauch. Die Feststellung, dass ich eine Seele *habe*, ist, zugestanden, grammatisch fehlgeleitet und leitet sachlich über zu allerlei metaphysischen Missdeutungen und Verdinglichungen. Denn insofern ich eine Seele „habe“, bin ich vom zeitlosen Anfang her mehr Traum als das, was uns – was mir – als Realität begegnet. Allerdings ist das Traumhafte, das uns im Schlaf tiefsinnig verwirrt, noch zu sehr an unsere psychische Verfassung gekettet, an die Reste des Tages und die Beengungen der animalischen Existenz. Es gibt jenseits aller Evolution und ihrer Kapriolen des Überlebens einen Schöpfungsraum, der – das lässt sich nur im mythischen Paradox formulieren – *einer Gottheit als zeitloses Gebären widerfährt*.

Das zeitlose Gebären „widerfährt“, und das heißt, wir bewegen uns im menschlichen Vorstellungsraum, der nicht umhinkann, ein noch hinter allem Göttlichen waltendes Schicksal – abermals ein Begriff aus unserem beengten Vokabular! – zu ahnen. Doch zugleich ist das Widerfahrende auch das Gebären des seelischen Kosmos und, im Schöpfungsfluten, der Sturz in die Zeit und den Raum.

Vieles, was ich bisher geschrieben habe, ist auch Herbeigeschriebenes. Ich habe mich früher dafür des Öfteren halb und halb entschuldigt: Man soll der Leserschaft nichts zumuten, was sich nicht auch mit rationalen Argumenten verteidigen ließe! Aber im Existenziellen ist die Zersetzungskraft des Rationalen, so wie es die Schulweisheit versteht, offenkundig. Am Ende aller Auf-

klärungskreuzzüge stehen wir nackt vor uns, wir haben uns unserer mythischen Ummantelungen entledigt, die uns vor der Überbelichtung durch die Vernunft schützten. Nicht zufällig gab ich einem meiner ersten Bücher den Titel *Die verspielte Aufklärung*. Das war 1986:

„Die freigelassene Vernunft ist zersetzend. Im Vollzug des Spiels, das sie, um Aufklärung bemüht, mit sich selbst treibt, verspielt sie das Kapital der Aufklärung. Sie verspielt es in allen ihr wesentlichen Anspruchsdimensionen: weder ist das Problem lösbar, ob es Erkenntnis überhaupt gibt; noch erscheint die Frage nach der *arché*, dem Grund des Weltinsgesamt, als sinnvoll; und schließlich tritt zutage, dass sich die Idee der Selbstverwirklichung des Menschen nicht zufriedenstellend entfalten lässt.“²

Niemand, der jemals die innere Kraft und Dynamik des freien Denkens in sich stark werden fühlte, wird wieder in den Schoß der Märchen, des unschuldigen Mythos – und schon gar nicht der mythischen Gewalt des Absoluten, Irrationalen – zurückkehren können, ohne sich selbst geistig Gewalt anzutun. Aber das Ungenügen, welches das ernste, bisweilen auch tödliche Spiel der Aufklärung mit sich bringt, besteht darin, dass nun die Immanenzverdichtung nicht mehr aufzuhalten ist. Was bleibt, sind die „Fakten“ (*brute facts*) jenseits aller Werthaftigkeit, unberührt von einer in den Sachen selbst liegenden Hoffnung; das affiziert alle Begriffe, die für das Menschsein seit Anbeginn wichtig waren und wurden: Schicksal, Ich, Seele, Schöpfung, Gott.

Es betrifft auch das Leben nach dem Leben, die Überwindung des Todes, doch in dieser Hinsicht blieb alles Hoffen stets zwispältig. Wir haben kein Bild von einem Leben nach dem Tod, welches nicht den großen Schatten – das Ende der Person, die man im Leben war – in sich trüge. Zumindest trifft diese Schranke für alle religiösen Nachtodesvorstellungen zu, die sich aus der kindlich-naiven Verdoppelung der Welt (Diesseits, Jenseits) ergeben mögen. Was dem Menschen, der vom mythenzerstörenden Elan der unbeugsamen Aufklärung mitgerissen wurde, an Glücks-

2 Peter Strasser: *Die verspielte Aufklärung*, Frankfurt am Main 1986, S. 7.

und Hoffnungsmöglichkeiten bleibt, hat sich heute in der Wellness-Kultur unserer Tage verfestigt; auch in den Selbstverwirklichungsattitüden, die zwanghaft um Gesundheit, Schönheit, Wohlstand kreisen.

Aber es lässt sich nicht leugnen, dass Menschen, die in einer Welt verdichteter Immanenz leben, sich nach der wahren Liebe, der wahren Schönheit, dem wahren Guten – kurz nach dem Sinn eines Lebens, der nicht selbstfabriziert wäre – umso mehr verzehren, je mehr es ihnen die Verhältnisse gestatten, auf ihre „existenziellen“ Bedürfnisse zu achten (Bedürfnisse, die vom utilitaristischen Vokabular des schlichten Wohllebens überdeckt sein mögen).

Aller Lebenslust unterliegt ein tiefes Unbehagen. Es erstaunt nur wenig, dass es gerade unter den halbwegs Gebildeten viele gibt, die das „moderne Weltbild“ mit Misstrauen beäugen. Die mythomorphe Variante dieses Unbehagens sieht hier Dämonisches am Werk. Solcher Neigung ist jedoch Widerstand zu leisten, denn ihr Ausagieren, womöglich in einer sektenartigen Gruppierung, endet bei der Zerstörung der Vernunft.

Aber zugleich wird unsere Zivilisation nur überleben können, wenn sie sich auf die Tradition des Idealismus und dessen ästhetische Weltzuwendung besinnt. Wie diese Besinnung vor sich gehen, wie sie die Massen friedsam durchdringen und zu einer „Fulguration“ des bloß noch Innerweltlichen führen könnte – eben in diesem unbeirrbarsten Fragen nach dem scheinbar schon Überwundenen liegt die Ratio des Herbeischreibens.

Dazu ist ein Vertrauen auf die Ursubstanz des Menschlichen erforderlich. Uns fallen dann Begriffe wie jener der „Seele“ zu, an die ich, als desillusionierter Bewohner der Faktenwelt, nicht mehr zu glauben vermag. Dasselbe gilt für den großen Gedanken der Schöpfung, welcher den Verfechtern des sogenannten natürlichen Weltbildes zum Anathema wurde.

Aber wie jenes Urvertrauen zurückgewinnen? Darum geht es nicht. Es geht darum, im Herbeigeschriebenen freizulegen, dass jenes Vertrauen, welches zum Sein des Menschen gehört wie sein Empортаuchen aus der Evolution, nie verlorenging – nicht ver-

lorengelassen konnte, sobald wir unsere Welt, paradox genug, als den Garten sehen, von dem wir aber vertrieben wurden, ohne dass aus den Dingen des Gartens, einschließlich aus uns selbst, das Streben nach dorthin, in jene Unversehrtheit und Unschuld, verloren gegangen wäre. Das Paradies, das wir verloren haben, ist der Welt noch immer, als ihre letzte Utopie am äußersten Rand des Verhängnisses, einbeschlossen. Das Paradies, aus dem wir auf dem Wege der Evolution verstoßen, ja hinausgequält wurden, war immer da, und es wird immer da sein, solange wir nicht alle zur Hölle gefahren sind.

Das Fenster ist leicht geöffnet, kühle Luft dringt ins morgendliche Wohnzimmer, in dem es bereits nach Kaffee duftet. Es ist friedlich auf der Durchfahrtsstraße vor dem Haus, tief unten. Es ist fünf vor acht Uhr, pünktlich um diese Zeit beginnt die Kirchenglocke an allen Sonn- und Feiertagen zu läuten. Die Glockenschläge kommen aus dem Turm der an die Ausfahrtsstraße grenzenden Kirche, die vom Trakt des Karmelitenklosters halbwegs umrundet wird. Das Kloster, so hat es jetzt den Anschein, steht leer. Doch dieser Eindruck mag täuschen, der Dunkelheit wegen, die auf allen Fenstern liegt, während dichter weißer Rauch aus einem Schornstein des rückwärtigen Klostertrakts aufsteigt (später, am Ende des Tages, wenn die Nacht hereinbricht, wird schwaches Licht aus vergitterten Fenstern dringen).

Früher war, von Zeit zu Zeit, eine Karmelitin auf dem Rasenstück zu sehen, das hinter der Kirche auf eine niedere Mauer zuläuft. An diese Mauer schmiegen sich eine Reihe von Marterln, die, soweit von hier aus erkennbar, den Kreuzweg Jesu darstellen. Die dunkle Gestalt der Karmelitin – war es immer dieselbe? – sammelte, von der Anstrengung und vom Alter gekrümmt, Obst auf und steckte Laub, das von einigen kleinwüchsigen Bäumen gefallen war, in einen Sack. Dann lag das Rasenstück – der Ausdruck „Obstgarten“ schiene zu üppig – wieder leer da, *verlassen*, wie dem Beobachter (mir) schien.

Die Durchfahrtsstraße vor dem Haus frequentieren um diese Sonntagszeit nur wenige Autos, auch von den Rettungswägen,

die ansonsten mit Geheule und rotierendem Blaulicht in das nahegelegene Spital rasen, ist noch nichts zu hören. Aus dem Radio dringt leise Musik, leichte Klassik, mit morgenfröhlicher Werbung zwischendurch. Ist es noch zu früh, um die in ihren Betten und an ihren Frühstückstischen Sterbenden zu retten? Das Geheul eines Rettungswagens, das jetzt lauter und lauter wird, überönt die Frage im Kopf des Lauschenden.

Ob heute jemand dem Ruf der Glocke folgen wird? Früher konnte man dunkelhäutige Asylanten mit ihren Kindern beobachten, die, sonntäglich herausgeputzt, die katholische Messe besuchen gingen. Woher mochten diese Menschen kommen? Die Kirchgänger wohnten zumeist in nahegelegenen Unterkünften, die von der Caritas eine Zeitlang bereitgestellt wurden. Das Erscheinen der Gäste mochte auch damit zu tun haben, dass sie von der – dem Kloster angeschlossenen – Pfarrei nicht mit leeren Händen wieder in den grauen Sonntagsalltag entlassen wurden. Kleine Geschenke, Essbares und gebrauchte Kleidung, das war die Regel.

Draußen weht ein ominöser Wind, ich spüre hier – ich bin als Beobachter, plötzlich, gleichsam noch einmal erwachend, meiner selbst bewusst –, im Wohnzimmer bei spaltbreit geöffnetem Fenster eine Kühle, die sich wie Föhn anfühlt: von weiter einfallend ...

Unten, im Hof des Hauses, wo sich ein kleiner Kinderspielfeld befindet, ist es zu früh für das Kinderlachen, das später zu hören sein wird. Es gibt eine Schaukel, Klettergeräte, eine Sandkiste für die ganz Kleinen. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren – obwohl ich es als unangemessen empfinde, den Frieden dieses Morgens durch pathetische Floskeln zu stören –: Das alles hier sind die vorletzten Dinge.

Das sind die Dinge, die vor den letzten Dingen kommen.

Der Frieden dieses Morgens: Gerade hat die Hamas, aus dem Gazastreifen ausbrechend, Israel schwer attackiert, Familien hingemetzelt, Geiseln verschleppt. Israel will der Hamas einen tödlichen Schlag versetzen. Die arabische Welt ist im Aufruhr, niemand weiß, was die Dinge in den nächsten Wochen und Monaten

und Jahren bringen werden, während der Krieg in der Ukraine, der sich nach dem russischen Überfall bereits Jahre hinzieht, immer stärker in den Hintergrund der Weltnachrichten rückt. Jeden Tag sterben junge Männer im Kampf, und im Raketenbeschuss, im Drohnenangriff, im Bombenhagel sterben alte Männer, Frauen und Kinder. Sie sterben wegen nichts, was das Sterben lohnen würde.

Oder doch?

Was weiß ich schon, ich bin in Sicherheit.

Die letzten Dinge, das sind die Dinge am Ende der uns bekannten Welt. Das ist die Apokalypse des Johannes. Das sind die großen religiösen Visionen. Die vorletzten Dinge, das sind jene, denen nachzugrübeln uns Todesbewussten widerfährt, solange wir hierorts, in der verfließenden Endlichkeit, noch umtriebzig sind: die Dinge, hinter denen sich die Ewigkeit dehnt oder das Nichts breitet.

Aus dem tiefen Frieden meines Fauteuils heraus weiß ich, dass das menschliche Leben in seinen Freuden und Schmerzen unabdingbar eine Vorbereitung auf die letzten Dinge ist. Das weiß ich. Deshalb ist alles Leben metaphysisch. In den letzten Dingen wird sich, so lautet die Legende, der Wert eines Lebens offenbaren. Dieser Wert ist transzendent; früher hieß es, unser Schicksal liege in Gottes Hand. Es sind die vorletzten Dinge, an denen sich das Menschenmögliche ablesen lässt: Der Wert des Lebens und Sterbens muss unter den Lebenden dort gesucht werden, wo im Vorletzten, in all dem, was lebt, sich das Letzte regt – als Vorweisung auf das Ewige.

Nachdem ich erst kürzlich einen Text über die Rettung der Welt durch ihren Untergang beendet hatte – das Symposium, auf das ich mich vorbereitete, trug den ambitionierten Titel: *Alles wird gut. Zur Dialektik der Hoffnung* –, gab ich meine krausen Gedanken einem mir befreundeten Homme de lettres, Raimar Zons, zu lesen; er schrieb mir, um mich auf eine wichtige Auslassung hinzuweisen:

„Zuviel Zuversicht kann es ja gar nicht geben. Ich selbst würde

vielleicht eher auf den Katechonten setzen, den Aufschieber des Endes, wie ich ihn insbesondere bei Carl Schmitt, Blumenberg oder Taubes kennengelernt habe. Eine zwielichtige Gestalt, ohne Frage: Auf der einen Seite bremst er die Parusie [das heißt, die Wiederkunft des Messias] aus, ist also auf der Seite des Antichristen, auf der anderen verschiebt er auch die schlimmen Erscheinungsformen der Apokalypse.“

Die Figur des Katechon – der Name ist abgeleitet vom altgriechischen Partizip Präsens „aufhaltend, hemmend“ – findet sich in der ganzen Bibel nur ein einziges Mal, im eingangs erwähnten Brief des Paulus. Dort wird der Katechon als „Aufhalter“ des Antichristen charakterisiert. Der Antichrist vulgo „Teufel“ wird laut johanneischer Apokalypse noch einmal „für kurze Zeit“ herrschen, bevor die endzeitliche Menschheitserlösung in Gang kommen und das immerwährende Sein bei Gott bringen kann.

Hier wird, in mythischer Begrifflichkeit, eine Epochenprognose erstellt, die ich mir jetzt, an diesem kühlen, ruhigen, kaffeeduftenden Frühlingsmorgen, folgendermaßen übersetze: Bevor jene universelle Katastrophenzeit anbricht, die den Untergang der Menschheit zur Folge hat, damit eine vom Teufel und seinen Heerscharen gereinigte Erde entstehen kann, welche uns Endliche als die ultimative Umkehrung der Paradieses-Austreibung beeindruckt – bevor also dies Großartige und Allerletzte und Immerwährende geschieht –, werden die Menschen alles nur Menschenmögliche unternehmen, um ihre Haut und ihr Geschlecht vor dem Omnizid zu retten.

Die Menschheit selbst, in jeweils einer ihrer politischen Großformationen („Kulturen“), ist es demnach, welche die Wiederkunft des Messias verzögert, den Auftakt der losbrechenden apokalyptischen Schrecken, der eschatologischen Schlachten und schlussendlich des Jüngsten Gerichts. Erst danach wird die Welt neu.

Es war Carl Schmitt, der den Katechon wieder ins Gespräch brachte. In seinem posthum veröffentlichten Tagebuch *Glossarium* schrieb er, der bis zu seinem Ableben in den Juden das menscheitsgeschichtliche Unheil, zugleich freilich auch deren katechontische Energie fantasierte: „Man muss für jede Epoche

der letzten 1948 Jahre den Katechon nennen können. Der Platz war niemals unbesetzt, sonst wären wir nicht mehr vorhanden.“³

Es ist schwer zu sehen, wer heute – nimmt man die mythologische Figur ernst – als Katechon wirken könnte, um den Antichristen aufzuhalten. Wohl am ehesten die informelle Internationale der Ökologie? Dabei ist der Gedanke naheliegend, dass es dieser – wie soll man sagen? – Bekenntnisgemeinschaft rivalisierender Interessen unter dem Druck des Klimawandels kaum gelingen wird, den Omnizid dauerhaft zu verhindern (sollte sich die Menschheit nicht vorher schon in weltumspannenden Kriegen ausgelöscht haben).

Beim Ringen um Zuversicht wird uns der Katechon, der Aufhalter, wie immer verstanden, keine Hilfe sein, es sei denn, wir erkennen in ihm das zeitenüberdauernde Symbol dafür, dass die Wirksamkeit der vorletzten Dinge die eigentlich katechontische Energie des menschlichen Strebens bildet. Diese Energie nötigt und befähigt uns, uns der Zeitlosigkeit der Schöpfung, des Göttlichen in allen sterblichen Dingen zu vergewissern.

Die vorletzten Dinge, das sind die Dinge des Alltags, sobald wir bei offenen Augen die Augen aufschlagen und, dem Geist hingegen, bemerken, dass wir Bewohner nicht nur dieser Welt sind.

Sobald und sofern uns die Dinge des Alltags als die katechontischen Dinge begegnen, spüren wir in ihnen zugleich das Unverlierbare, wie es leuchtet und dunkelt. Es sind die ewigen Ideen, die sich mit dem lebendig Vergänglichen vermählt haben, um uns in der Welt, die nicht die unsere ist – wir sind, so oder so, Paradieses-Vertriebene, wir leben gemäß unseren existenziellsten Ängsten und Hoffnungen im metaphysischen Exil –, dennoch zu beheimaten.

Die Erde, die wir besiedeln, den Kosmos, welchen wir erforschen: das alles ist zugleich unser Asyl und unsere Geborgenheit.

Die religiöse Perspektive, wonach *alles* gut ist, auch das ewige Fressen und Gefressenwerden, ja, auch das böse Leben selbst, gehört zum *Gnadeninventar der letzten Dinge*.

3 Carl Schmitt: *Glossarium. Aufzeichnungen aus den Jahren 1947 bis 1958*, Berlin 2015, Eintrag vom 19. Dezember 1947.

In den vorletzten Dingen rumoren die letzten.

Wir sind auf dem Weg, solange wir nicht tot sind. Die Kirchturmglocke hat längst zu läuten aufgehört. Es ist vermutlich niemand gekommen, um die Messe zu feiern (außer vielleicht die hüftschwache Frau, die ich bisweilen von meinem Platz am Fenster meiner Frühstücksecke aus bemerke, wie sie sich durch die schwere Kirchentüre zwängt). Die Asylanten sind abgesiedelt worden, ich weiß nicht, wohin. In der Ferne tönt das Folgetonhorn eines Rettungswagens.

Irgendjemand stirbt, irgendjemand überlebt.